

ZU DEN DEUTSCHEN *E*-LAUTEN.

Der vorstehende aufsatz legt den schluss nahe, dass im schlesischen dialekt zwei lange *e*-laute unterschieden werden: der eine ein geschlossenes *ê*, welches dem mhd. *ê* und *æ* entspricht, der andere ein offenes *ê* (*ê*), dem mhd. *æ*, sowie dem gedehnten mhd. *e* und *ë* entsprechend. Dass die schlesischen dichter des XVII. jh.'s nur diese beiden kategorien im reime auseinander halten, das hat allerdings der verf. gezeigt. Es fragt sich nur: wie verhalten sich dazu die schlesischen volksdialekte? Insbesondere, in wie weit ist im schlesischen wirklich mhd. *e* und *ë* völlig zusammengefallen? Die entgegenstehenden äusserungen hieüber von Weinhold-Waniek einerseits und H. Rückert andererseits führt Luick (Beitr. XI, 513 f.) an. Während Weinholds zusammenstellungen — soweit sich bei seiner anordnungsweise ein deutliches bild gewinnen lässt — für zusammenfall von *e* und *ë* sprechen und Waniek dem (wenigstens für den ihm bekannten teil Schlesiens) zustimmt, behauptet H. Rückert (Zs. fdph. 5, 127 ff.) auf das bestimmteste, dass die heutigen schlesischen volksmundarten die entsprechenden von mhd. *e* und *ë* scharf auseinanderhalten. Ich kann es nicht unternehmen, diesen widerspruch abschliessend und für das ganze gebiet der schlesischen mundart zu lösen; dazu bedürfte es einer genauen nachprüfung seitens eines eingeborenen kenners des dialekts. Aber soweit man sich nach den für feinere untersuchungen freilich mangelhaften proben schlesischer mundarten bei Firmenich ein urteil erlauben darf, scheint doch im allgemeinen der unterschied des alten *e* und *ë* zu bestehen, wenn auch in einzelnen mundarten vermischungen sich finden.¹⁾

¹⁾ So in den proben aus der gegend nm Breslau (Firmenich II, 345—47) findet sich *a* sowol für *ê* als *e*, *æ*, z. b. *assa* (*ëzzen*), *Laba*

Das alte *ë* hat im gesamtschlesischen die richtung nach *a* hin eingeschlagen, also der ihm von alters her eigene offene *e*-laut hat sich noch weiter geöffnet, ist zum hellen *a* geworden: in den proben bei Firmenich erscheint für *ë* regelrecht und überall *a*. Das umlaut-*e* dagegen, welches ursprünglich geschlossenes *e* war, hat sich vielleicht auch etwas geöffnet, ist aber doch sicher — wie aus den schreibungen bei Firmenich zu erschliessen — in den meisten gegenden Schlesiens noch als *e*-laut, wenn auch als offener, erhalten, so dass der unterschied vom alten *ë* bestehen blieb. So z. b. in den proben aus Mittelwalde (Firm. II, 354 ff.), wo gegenüber *Lawa* (*lëben*), *besahn* (*besëhen*), *Water* (*wëter*), *halfa* (*hëlfen*), *vergassa* (*vergëssen*) die formen mit altem *e* stehen wie *besser*, *derzühla*, *hätt*, *geredt*, *derfährst*. Ganz scharf tritt der unterschied hervor in den niederschlesischen mundarten, wo für das umlauts-*e* meist diphthongierungen (*iä*, *äi* u. dgl.) eingetreten sind. Vergl. z. b. aus den proben von Petersdorf (Firm. II, 294 ff.) *d'rlabt* (erlebt), *las'n* (lesen), *salber* (selber), *zahne* (10), dagegen *Riäde* (rede), *d'rziähln*, *Jälend* (elend), *Stiäd't'n* (d. pl. = mhd. *steten*), desgl. mhd. *æ* in *läär* (*läere*), *spiätste* (spätste) etc. Kurz, es bestätigen sich im wesentlichen die ausführungen Rückerts a. a. o.

Wenn wir also annehmen dürfen, dass im ganzen und grossen noch der heutige schlesische dialekt das alte *ë* und das umlauts-*e* (resp. auch mhd. *æ*) von einander scheidet, so fragen wir nun weiter nach dem grunde des reimgebrauchs bei den schlesischen dichtern, den Heilborn oben dargelegt hat. Danach scheint es, als wären die entsprechungen des mhd. *ë*, *e* und *æ* schlesisch offenes *e*, die entsprechungen des mhd. *ê*, *æ* dagegen geschlossenes. Nun lehren uns aber bezüglich der letzteren kategorie die schlesischen volksmundarten etwas weiteres. Die entsprechungen des mhd. *ê*, *æ* sind nämlich durchgängig im heutigen schlesischen gar keine *e*-laute mehr, sondern gradezu langes *i*. Es heisst also *îre* (*êre*), *gîn* (*gên*), *bîse* (*bæse*), *hîren* (*hæren*) etc. Und dass das schon im 17. jh. so war, zeigt einer von den schlesischen dichtern selbst, A. Gryphius in seiner geliebten Dornrose. Dort schreibt Gry-

(*lëben*) = *latzte* (*letzte*), *dankt* (*denket*), *Gespansta* (*gespenste*), *Gasta* (*geste*); *lar* (*läere*) etc.

phius durchgehend *i* oder *ü* für diese laute, also z. b. *ihren*, *Ihre*, *ihrlich* (mhd. *êren* etc.), *müh* oder *mih* (*mê*), *gihn*, *stihn*, *sihre* (*sêre*), *zwüne* (*zwêne*), *schüne* oder *schine* (*schæne*), *büse* (*bæse*), *hüren* (*hæren*).¹⁾ Es ist also der schluss naheliegend, dass Opitz und die übrigen schlesischen dichter worte mit *ê*, *æ* deshalb nicht auf die mit *e*, *ë*, *æ* reimten, weil ihnen dabei das dialektische *î* im hintergrunde stand, wenngleich sie in gewählter aussprache wol nicht *î*, sondern nur ein sehr geschlossenes, nach *i* hin liegendes *ê* sprachen. Wenn ihnen also dieses *e* (= *ê*, *æ*) nicht reimfähig mit den andern arten von *e* schien, so folgt daraus noch nicht, dass ihnen das mhd. *ë* mit dem *e* und *æ* vollständig zusammen gefallen war, sondern nur, dass diese beiden kategorien weniger geschlossen waren als jene *ê*-, *æ*-laute. Es konnte sich im munde des gewählt sprechenden Schlesiers im 17. jh. sehr wol das *e* (= *e*, *æ*) durch eine weniger offene aussprache von dem ganz offenen *e* (= *ë*) scheiden; so dass also drei *e*-stufen vorhanden gewesen wären, von denen die beiden letzteren (= *e*, *æ* und = *ë*) deshalb im reime gebunden wurden, weil sie dem *ê* — *æ* gegenüber beide als offene laute erschienen und weil ihnen in den meisten schlesischen volksmundarten *e*-artige laute zur seite standen (das helle *a* einbegriffen).

Für die eben dargelegte auffassung spricht, dass A. Gryphius in seiner geliebten Dornrose den unterschied dieser *e*-laute

¹⁾ Dass Gryphius dem mhd. *æ* entsprechend meist *ü*, dem *ê* entsprechend meist *i* schreibt, hat gar keine lautliche bedeutung, denn auch das *ü* war schon damals blosses *i*: es ist nur durch einwirkung der nhd. orthographie verursacht. Ueberhaupt ist der einfluss der schriftsprache auf Gryphius darstellung der mundart nicht ganz gering: daraus hauptsächlich erklären sich die vielfachen inconsequenzen und verschiedenheiten in der wiedergabe derselben worte, die Palm s. 29 anmerkt (in seiner einzelausgabe der Dornrose, Breslau 1855, nach deren seiten und zeilen ich auch im folgenden citiere). Neben den durch die schriftsprachliche orthographie verursachten ausweichungen ist es hauptsächlich die hineinmischung von wendungen aus etwas höheren lebenssphären, die den dialekt verwirren und scheinbare ausnahmen der lautgesetze verursachen. So z. b. wenn neben dem sonst stets geschriebenen *i* in *ihre* einmal *e* eintritt s. 58₃₁, so ist dies in der formel *mit Gott und ehren*, welche auf einen feierlicheren stil hinweist. Andere beispiele gelegentlich unten.

scharf zur darstellung bringt. Er schreibt nämlich *a* für das mhd. *ē*, während dem mhd. *e* und *æ* bei ihm die schreibung *e* oder *ä* entspricht, wobei *ä* nur der schriftsprachlichen orthographie verdankt wird und mit *e* in denselben worten häufig wechselt: lautlich sind *e* und *ä* völlig gleichbedeutend. Diese regel ist in der masse der beispiele so deutlich durchgeführt, dass an der verschiedenheit der beiden laute gar nicht zu zweifeln ist. Die abweichungen von der regel sind entweder in gewissen worten ständig und beruhen dann auf bestimmten lautübergängen, oder sie sind nur vereinzelt und rühren dann von den schon s. 575 anm. gekennzeichneten schriftsprachlichen einflüssen oder vielleicht gar nur vom setzer her. Ich belege die scheidung der *e*-laute bei Gryphius, die sich übrigens auch auf die kurzgebliebenen *e* erstreckt, durch eine reihe von beispielen.

A. Zunächst mhd. *ē* = *a* bei Gryphius: a) vor mehrfacher consonanz kurz geblieben, z. b. *Hartze*, *salber*, *garne*, *Gald*, *Walt*, *Karle*¹⁾, st. verba *assen*, *massen*, *vergassen*, *traffen*, *halffen*, *warffen*, *starben*, sw. v. *larnen*. b) Nhd. dehnungen *sahn*, *geschahn* (diese beiden verba sehr häufig!), *zahn* 10; *laben* (sw. v. und subst.), *aben*, *gahn* (*geben*), *Faall* (*fēl*), *nahmen*, *schamen*, *lasen*, *Wasen*, *gewast*, *Lader*, *Gebat* (dazu dimin. *Gebatheln*), *traten*, *Water*, *har* (*hēr*), pron. *dar*, *dan*, *war*, *wan* etc., *gewahren* (*gewēr*n), *begahren*, *warden* und — wol dem mundartlichen laute treuer — *waren* (*wēr*den), *wahrt* (adj.), *Krabse* u. a.

Von dieser durch die masse häufig widerkehrender beispiele gesicherten regel des *a* = mhd. *ē* gibt es eine bemerkenswerte ausnahme. Vor dem palatalen *ch* und *g* nämlich scheint das *e* erhalten. Niemals steht hier *a*, sondern meist *e* oder *ä*, also *recht*, *rächt*; *sprechen*, *sprächen*, *brechen*, *stechen*, *schläch*t, *Wäg* (subst., ebenso adv. *wäg*), *sägen* (der *segen*). Wir haben es hier offenbar mit einer art von palatalumlaut zu tun, indem das eigentlich zu erwartende *a* durch den folgenden palatal afficiert wurde. Der laut war kein reines *e*, sondern es klang eigentlich diphthongisch ein *i* nach, wie die teilweise daneben stehenden schreibungen mit *ai*, *äi* beweisen, die dem laute näher zu kommen suchen. So findet sich *raicht*, *braichen*, *Waig*, immer *Knaicht*, *knäicht*.

Von sonstigen ausnahmen sind einige auch schon von Luick a. a. o. in andern dialekten mit umlauts-*e* nachgewiesen worden, so dass sie also für Gryphius als unregelmässigkeiten wegfallen. Solche sind das

¹⁾ Die schreibung *Karle* bei Gryphius zeigt, dass das md. *kērle* mit *ē*, nicht nach oberd. *charl* mit *e* anzusetzen ist (vgl. ags. *ceorl*): andernfalls würde Gryphius *kerle* schreiben.

häufig vorkommende *Schelme*, das nie mit *a* geschrieben wird, ferner *gestern* und *dräschén*. Nie mit *a* wird *sälden*, *selzem* bei mehrmaligem vorkommen geschrieben, es muss also hier im dialekt der andere *e*-laut vorgelegen haben. Andere ausnahmen kommen nur ganz vereinzelt vor, sei es in nur einmal belegten wörtern, wie *Beer* 110₂₇, *wälk* 76₃₂, *hellem* 94₁₉, *Wärck* 57₃₄ u. a., oder in wörtern, die sonst regelrecht mit *a* geschrieben sind. Es ist nicht zweifelhaft, dass hierin der dichter durch die schriftsprache beeinflusst ist. Sehr deutlich lässt sich das an einigen stellen zeigen, wo grade etwas gewähltere phrasen auch die lautliche anomalie zeigen. Z. b. das an die schule anklingende *Buchstabiren lärnen* 74₃₁, während sonst stets *larnen* gilt. Oder 103₂₁ *gestrafft werden* einfluss der gerichtssprache, wie der zusammenhang deutlich macht, während der dialekt nicht bloss *warden*, *waren*, sondern auch *geströffl* erfordern würde (vgl. *stroffen* 104₄₇, *Stroffe* 109₁₁).

B. Das umlauts-*e* = *e*, *ä* bei Gryphius. a) kurz geblieben, z. b. *Vetter*, *Wette*, *Bette*, *setzen*, *letzte*, *entdecken*, *stecken*, *Leffel*, *Schwäntze*, *Gänse*, *Länge*, *Hänger*, *stelln*, *weln* (wollen), *helt* (3. p. zu halten), *erben*, *besser*, *Gäste*, *gämlich* 57₅ etc. — b) Durch nhd. dehnung verlängert, z. b. *reden* (sehr häufig), *wedelte*, *leen* (legen), *reen* (sich regen) 54₂₁, *Flegel*, *Elend*, *elende*, *Zähne*, *schweren* (jurare), *fertig*. — Mit diesem gedehnten *e* fällt vollständig zusammen die entsprechung des mhd. langen umlauts *æ*, z. b. *schweer*, *drehet*, *kreen* — *krete* (vom hahn), *Härle*, *schleeffste* (2. p. zu schlafen), conjunctive praet. der IV. V. ablautsreihe wie *sesse*, *keme*, *were* — *wäre* etc.

Statt des zu erwartenden *e*, *ä* für umlauts-*e*, *æ* findet sich bei Gryphius nur in wenigen worten *a*. So stets in *Kase* (käse), *Schaffer* (der schäfer) = *æ*, in *Pfard* und *Rattig* 76₃₂ (*Raittig* 91₁₄) für gedehntes *e*. Hierin liegt aber keine besonderheit von Gryphius vor, da in diesen worten noch andere md. mundarten den laut zeigen, der sonst gedehntem mhd. *ē* entspricht. So heisst es in meiner heimatsmundart (s. u. s. 581 ff.) durchaus: *kâsc*, *šâfer*, *pfârd*, *râtig*, mit *â* statt des nach der etymologie zu erwartenden *î*. Ferner schreibt Gryphius stets *Haller* (nur 1 *Häller* 94₉) für die bekannte münze. Vereinzelte andere fälle (*Farckel* 94₁₅, *Masser* 52₂₇, *Weessgarber*, *Stadler* 58₇. 93₈ = *Städter* 79₂₃. 91₁₀, *saliger* 108₃₁) vermögen also auch nicht die regel wankend zu machen.

Ist es also erwiesen, dass die schlesischen dichter des 17. jh.'s in ihrer heimischen mundart die *e* und *ë* auseinander hielten, so darf unsere oben ausgesprochene vermutung glaubhaft scheinen, dass sie auch im sprechen der schriftsprache die beiden laute trennten, obwol sie dieselben auf einander reimten. Es müsste denn sein, dass schon zu jener zeit die schriftsprache den verwirrenden einfluss auf die *e*-laute ausgeübt hätte, den wir heutzutage allerdings vielfach bemerken.

Denn dass es allein die schriftsprache mit ihrer, für die *e*-laute ungenügenden orthographie ist, welche in neuerer zeit die beiden *e*-laute in unordnung bringt, geht klärlich daraus hervor, dass die volksmundarten den unterschied bewahren. Für Ober- und Mitteldeutschland hat das schon Luick a. a. o. dargetan. Aber auch die niederdeutschen volksmundarten, denen Luick s. 515 die unterscheidung absprechen will, scheinen sie doch im grossen und ganzen zu haben. Schon M. Trautmann hat in seiner verdienstlichen erörterung über die aussprache der *e*-laute (Die sprachlaute s. 263 ff.) auf einiges hingewiesen¹⁾, sodann hat Holthausen neuerdings (oben s. 370 ff.) weitere nachweise dafür geliefert, dass auch auf niederdeutschem boden die unterscheidung zu finden ist.²⁾ Es wäre zu wünschen, dass auf dem weiten gebiete der niederdeutschen sprache recht viele genaue einzelbeobachtungen hierüber angestellt würden: von Wenkers sprachatlas wird man über diese frage doch nur etwa da aufklärung hoffen dürfen, wo einer der beiden laute ganz aus dem *e*-bereiche herausgetreten oder etwa diphthongiert worden ist, da im allgemeinen unsere für scheidung der *e*-laute so unzulängliche orthographie einer genügenden widergabe bei den nicht sprachlich geschulten aufzeichnern im wege gestanden haben dürfte.

Der eigentliche sitz der verwirrung ist, wie gesagt, die schriftsprache, welche für beide *e*-laute von haus aus nur das eine zeichen *e* hatte; das daneben aufkommende zeichen *ä* aber, welches geeignet wäre den offenen laut zu vertreten und das *e* dem geschlossenen zu überlassen, wurde verwendet, um in den klar liegenden fällen den umlaut des *a* zu bezeichnen; also gerade den laut, dem es phonetisch am wenigsten ge-

¹⁾ Dass übrigens mnd. und mnl. dichter *e* auf *ë* reimen, beweist noch keinesfalls den zusammenfall dieser laute, wie Trautmann nach J. Grimm u. a. annimmt. Wenn gute mhd. dichter *e* und *ë* nicht reimen, so folgt daraus allerdings, dass sie die laute schieden, ohne dass man deshalb auch zu dem umgekehrten schluss berechtigt wäre: wer *e* und *ë* reimt, dem sind sie zusammengefallen. Ebenso berechtigt ist es daraus zu schliessen, dass die guten mhd. dichter genauer reimten, als die mnd. und mnl. dichter.

²⁾ Vgl. auch Hoffmann v. Fallersleben in seiner ausg. des Reineke Vos (1834) s. XV f.

mäss war.¹⁾ Und so kommt es denn, dass beim sprechen der schriftsprache für die mit *ä* geschriebenen umlaute auch die offene aussprache vordringt, dass also die orthographie verwirrung in die laute bringt. Ich selbst scheide in meiner individuellen aussprache bei tonlanger silbe²⁾ die mhd. *e* und *ê* genau, wo das nhd. für beide *e* schreibt, spreche also geschlossenes *ê* für umlauts-*e*, *ê* für mhd. *ë*, z. b. *lêgen* (legen) aber *gelêgen*, *êdel* aber *lêder*, *êsel* aber *bêsen*, *wêren* (wehren) aber *begêren*, *entbêren*, *das mêr*, *hêr* aber *hêr*, *dêr*. Wo dagegen die schriftsprache *ä* für umlauts-*e* hat, spreche ich *ê* statt des etymologisch erforderlichen *ê*, z. b. *zêlen*, *er trêgt*, *fêrt*. Ebenso spreche ich das mhd. *æ* als *ê*, wo die schriftsprache *e* schreibt, andernfalls *ê*; also *blê-en*, *sê-en*, aber *drê-en*, *wê-en*; *die mâr*, *gefêrtlich*, aber *lêr*, *schwêr*. So ist mir denn auch der unterschied zwischen praes. und conj. praet. der IV. V. ablautsreihe verloren gegangen: *ich nême*, *gêbe*, *sêe*, *trête* gelten mir ohne jeden unterschied für beide formen, während eigentlich das praes. *nême*, *gêbe* vom conj. praet. *nême*, *gêbe* etc. geschieden sein sollte.³⁾

Es hat also meine aussprache — welche soviel ich weiss bei dialektfreier sprechenden Obersachsen weit verbreitet ist — sich einfach nach der schrift dahin gemodelt, dass die *ê* da zu *ê* geworden sind, wo die orthographieregel zufällig *ä* erfordert. Die kehrseite davon wäre nun eigentlich die, dass jedes lange *e* der schrift geschlossen gesprochen werden müsste, dass wir wie *wêren*, *êdel* etc., so auch *begêren*, *lêder*, *bêsen* etc. sprächen und der lautgeschichte entgegen eine neue scheidung zwischen praes. *ich gêbe* und conj. praet. *ich gêbe* bekämen. Das ist denn auch die orthoepische forderung, welche Viëtor (Phonetik² s. 66 ff.) für die aussprache der langen schriftsprachlichen *e*, *ä* stellt. Er fordert die aussprache als *ê*, wo *ä* geschrieben wird, — als geschlossenes *ê* überall da, wo man *e*

¹⁾ Die geschichte der einföhrung und festsetzung dieses *ä* legt Wilmanns dar: Die orthographie in den schulen Deutschlands, Berlin 1857, s. 63 ff.

²⁾ Die kurzgebliebenen *e* und *ê* scheide ich nicht, sondern spreche für beide offenes *e*, also *wetter*, *essen*, *hell* = *vetter*, *besser*, *gesell*.

³⁾ Der Leipziger macht diesem unterschied noch: s. Albrecht, Die Leipziger mundart s. 4; vgl. auch Wilmanns, Orthogr. s. 76.

(*eh, ee*) schreibt. Damit würde sich denn allerdings die sache sehr einfach stellen, indem die historisch gewordene schreibung die ursprünglich abweichenden laute sich unterwürfe. Ich halte es nicht für unwahrscheinlich, dass dies der ausgang der bewegung sein wird. Denn so gut es die schreibung der schriftsprache fertig gebracht hat, dass wir jetzt die *ei* in *klein* und *wein*, die *au* in *baum* und *raum* völlig gleich sprechen¹⁾, obwol keine einzige deutsche mundart die entsprechungen des mhd. *î, û* und des mhd. *ei, ou* hat zusammenfallen lassen, eben so gut dürfte auch der schreibung zu liebe schliesslich eine allgemeine geschlossene aussprache aller langen *e* durchdringen und die offene aussprache auf die langen *ä* beschränkt werden. Noch sind wir lange nicht so weit. Den jetzigen zustand schildern Trautmann und Wilmanns wol im ganzen richtig, und es werden die gebildeten Mitteldeutschlands und noch mehr Süddeutschlands noch geraume zeit das nhd. lange *e* (*eh, ee*) je nach der etymologie offen oder geschlossen sprechen. Aber in dem doch immer mehr für die aussprache massgebenden norden mit der reichshauptstadt Berlin, ist die tendenz entschieden auf die von Viotor geforderte regel gerichtet, und wenn man das als norddeutsche aussprache bezeichnet, so wird das nicht darauf beruhen, dass die entsprechenden niederd. volksdialekte die vermischung hätten, sondern darauf, dass der Norddeutsche unserer hochdeutschen schriftsprache von haus aus als fremder gegenübersteht und das streben hat, dieselbe möglichst nach dem buchstaben auszusprechen, also — in unserem falle — dem geschriebenen *e* immer ein und denselben laut zu geben.

Es ist also jene von Viotor als ideal aufgestellte aussprache des langen *e* ausgegangen von den norddeutschen bildungscentren, wie denn auch Trautmann (s. 264) angibt, sie sei 'gegenwärtig die herrschende wenigstens in Berlin, Stettin, Hamburg, Bremen und andern grossen städten des nordens und drohe immer weiter vorzudringen'. Es liegt mir ferne dass allgemeine durchdringen dieser aussprache zu wünschen, aber das endergebnis der bewegung wird es doch wol sein.

¹⁾ Nur im schwäbisch-alemannischen gebiete scheiden — soviel ich weiss — auch die gebildeten noch die beiden *ei* in der aussprache.

Da nun einmal unsere conventionelle schreibung der *e*-laute eine so mangelhafte ist (Wilmanns s. 77 bezeichnet sie als 'eins der schlimmsten und schwierigsten gebiete' unserer orthographie) und da es schon wegen der differenzen der aussprache in den verschiedenen provinzen Deutschlands nicht möglich sein würde, auf phonetischer grundlage diese orthographie zu reformieren, so erscheint allerdings die reform der gebildeten aussprache auf grund der orthographie als das einfachere mittel, einheit und consequenz herzustellen. Es würde dann das verwickelte orthographische capitel der *e*-laute sich in die einfache regel auflösen, dass wir für den kurzen (stets offen zu sprechenden) *e*-laut zwei gleichwertige zeichen hätten: *e* und *ä*, deren letzteres da steht, wo etymologisch klare formen mit *a* daneben liegen, dass dagegen das lange *ä* stets offen, das lange *e* (*eh*, *ee*) stets geschlossen zu sprechen sei.

Ich benutze die gelegenheit, um anhangsweise den obigen erörterungen einige angaben über die *e*-laute in meiner heimatsmundart folgen zu lassen. Man mag dieselben als nachtrag betrachten zu Luicks aufsatz in bd. XI, dem ich sie schon damals folgen lassen wollte, woran ich nur durch äussere störungen gehindert wurde. Die mundart meines heimatsortes Gross-thiemig bei Ortrand (K. Pr. kreis Liebenwerda) gehört zum obersächsischen dialekt, da wo derselbe an das Oberlausitzische stösst (die grenze der provinz Schlesien ist nur wenige kilometer entfernt). Ich habe die mundart als kind im verkehr mit den landleuten vollständig beherrscht und habe das wesentliche davon noch jetzt in sicherer erinnerung.

Die scheidung des mhd. *e* und *ë* ist in der mundart aufgehoben bei der kürze: hier sind beide zu einem hellen *a* geworden: es heisst also nicht nur (= *ë*): *halfn*¹⁾ (helfen), *štarmm* (sterben), *asñ* (essen), *halə* (hell), sondern auch *basr* (besser), *satsñ* (setzen), *kalwəə* (n. pl. zu kalb).²⁾ Es ist also das kurz

¹⁾ Die sonantischen nasalen und liquidae bezeichne ich durch übergelegten strich.

²⁾ Die grammatische function des umlauts bleibt dabei doch gewahrt, da das alte kurze *a* etwas dunkler, nach *o* hin, gesprochen wird, ohne doch schon offenes *o* zu sein; also (indem ich diesen *a*-laut mit *ä* bezeichne): sg. *kālp*, pl. *kalwəə*; praes. *satsñ*, rückuml. praet. *sātsə*.

gebliebene umlauts-*e* vom geschlossenen zum offenen laute fortgeschritten, mit kurz *ë* zusammengefallen und mit diesem zusammen noch offener, zum hellen *a* geworden.¹⁾

Dagegen ist der unterschied vollständig gewahrt bei den gedehnten *e* und *ë*, und zwar ist das *ë* zum hellen *â* geworden, also die länge der eben besprochenen kürze, das gedehnte *e* dagegen hat diphthongierung erlitten zu einem (fallenden) diphthongen, dessen erster betonter teil länger gesprochenes *i*, dessen zweiter teil ein kurz nachschlagender sehr offener *e*-laut ist: ich will den diphthongen durch *ia* bezeichnen. Es heisst also: *lâm̄m* (leben), aber *hîem̄m* (heben); *wâtr̄* (wetter), *bât̄n* (beten), *trât̄n*, aber *rîad̄n*, *rîade* (reden), *rîadr̄* pl. zu *rât̄* (mit kurz *â*! = rad, räder); *štâl̄n* (stehlen), *kâl̄a* (kehle), aber *kwiâl̄n* (quälen), *tsiâl̄n* (zählen), *wiâl̄n* (wählen); *bagâr̄n* (begehren), *šâr̄a* (die schere)²⁾, aber *šwîar̄n* (schwören), *fiar̄tχ* (fertig), *fiar̄t* (er fährt); *lân̄a* (die lehne), aber *gawîen̄n* (gewöhnen); *hiân̄a* (pl. die hähne); *lâs̄n* (lesen), *bâs̄n* (besen), aber *iāsl̄* (esel); *galân̄* (gelegen), aber *liân̄* (legen) etc.

Diese durch sämtliche vorkommende fälle hindurchgehende scharfe scheidung des gedehnten *ë* vom *e* beweist also, dass auch in diesem dialekt die qualitäten der *e*-laute die von Franck und Luick nachgewiesenen waren. Das *â* < *ë* erklärt sich nur aus offenem *ë*, während andererseits die diphthongierung *ia* ein geschlossenes *ê* zur vorstufe hat. Letzteres lässt sich auch durch die übrigen fälle des *ia* beweisen. Denn dieser diphthong steht nicht nur für gedehntes *e*, sondern ferner stets: 2. für mhd. *æ*, welches zunächst zu *ê* geworden, dann diphthongiert war, z. b. *hiâr̄n* (hören), *bīas̄a* (böse); 3. für mhd. *ê*, z. b. *šnīa* (schnee), *līar̄a* (lehre), *gīau* (gehen); 4. für mhd. *æ*, welches also in unserem dialekt zunächst nach mitteldeutscher weise mit mhd. *ê* zusammengefallen, ein geschlossenes *ê* geworden war, z. b. *šwīar* (schwer), *sīan* (säen), *drīan* (drehen), *špīan̄a* pl. (späne), die conj. praet. der IV. V. ablautsreihe wie *iχ nîam̄a*, *gīaw̄a* (zum praes. *iχ nām̄a* nehme, *iχ gâ* gebe); *iχ brīaχt̄a*

¹⁾ Ausgenommen sind die *e* vor nasalverbindungen, welche als offenes *e* (*æ*) geblieben sind, also *wǣn̄* (wenden), *brǣnn* (brennen), *hǣn̄a*, pl. zu *hânt̄* (hände).

²⁾ Also auf älteres *schêre* zurückgehend, nicht *schære*, das *šiar̄a* heissen würde.

(brächte), *diæxtæ* (dächte), *tiate* (täte). Wir haben also ein aus obigen vier lauten zusammengefallenes geschlossenes *ê*, welches gleichmässig zu *ia* diphthongiert wurde. Ebenso wie das geschlossene *ê* ist übrigens auch das geschlossene *ô* (= mhd. *ô* und gedehntem mhd. *o*) zu einem fallenden diphthong geworden, dessen erster betonter teil aus langem etwas offenem *û* besteht, während der zweite aus dem gleichen kurzen *a* wie in *ia* gebildet wird. Also z. b. *sûen*, pl. *sîenæ* (sohn), *bûetæ* (bote), *kûalîn* (kohlen); *grûas* (gross), *bûane* (bohne, dazu dimin. *bîanæχn* böhnchen). Dagegen ist das mhd. *â* nebst dem gedehnten kurzen *a*, welches zunächst in übereinstimmung mit andern md. mundarten zu offenem *ô* geworden war, zu einem steigenden diphthong diphthongiert, dessen erster schwach betonter teil aus einem kurzen *u* besteht, während der zweite den hauptsilbenton tragende ein langes dunkel gesprochenes *â* (*â°*) ist. Also z. b. *štuâ°fñ* (schlafen), *bluâ°sñ* (blasen; 3. sg. *a* *bhâst*); *huâ°n* (der hahn, pl. *hiænæ*), *fuâ°rñ* (fahren), *luâ°dñ* (laden) etc. — Ich habe diese diphthongierungserscheinungen eingehender besprochen, weil mir unsere mundartlichen *ia*, *ua* immer als eine lehrreiche parallele zu den ahd. diphthongierungen des geschlossenen *ê*, *ô* zu *ia*, *uo* (Notker *ie*, *uo*) erschienen sind. Die dafür sonst wol zum vergleich gezogenen italienischen *ie*, *uo* aus *ē*, *ō* (*lieto*, *buono*) stimmen nicht, indem diese steigende diphthonge sind (ital. *ié*, *uó*) die ahd. *ia*, *uo* und unsere *ia*, *ua* dagegen fallende. Da nun die ital. *ié*, *uó* aus offenem *ē*, *ō* diphthongiert sind, so ist das schon mit benutzt worden, um auch für die vorstufen des ahd. *ia*, *uo* offene *ē*, *ō* anzusetzen. Das ist also unzutreffend, während die mit den ahd. genau stimmenden diphthongierungen unserer mundart, die sicher aus geschlossenen *ê*, *ô* entstanden, auch für das ahd. das gleiche vermuten lassen, was ja auch schon aus andern gründen vorauszusetzen ist. Umgekehrt ist unser steigender diphthong *uâ°* aus langem offenem *o* (= mhd. *â*, *ā*) dem ital. *nó* aus offenem *ō* parallel. Dass das immer so sein müsse, dass offene *e*, *o* zu steigenden, geschlossene zu fallenden diphthongen werden müssten, will ich damit nicht behauptet haben.¹⁾

¹⁾ Zusammenfassend sei über das system der langen vocale und diphthongen meiner mundart bemerkt, dass dasselbe sich der art ver-

Zum schluss möchte ich in vergleichung der *e*-laute meiner mundart mit denen in der schlesischen mundart bei A. Gryphius hervorheben, dass bei letzterem auch die kurz gebliebenen *ë* und *e* als *a* und *e*, *ü* getrennt gehalten werden, während in meiner mundart das kurze *e* seine geschlossene qualität aufgebend mit *ë* zusammengefallen ist. Es wäre nicht unwichtig zu wissen, wie gross das gebiet ist, auf welchem bei scharfer trennung der längen die kürzen als offenes *e* zusammenfallen. Das scheint in Niederdeutschland die regel zu sein, aber in Mitteldeutschland doch nur teilweise vorzukommen. — Ein weiterer unterschied ist, dass im schlesischen die entsprechungen des mhd. *ê* und *æ* nicht zusammenfallen, während meine mundart wie alle obersächsischen für beide denselben laut hat. Dieser zusammenfall ist ja schon als altmitteldeutsch bekannt. Es ist daher bemerkenswert, dass das

schoben hat, dass die alten langen vocale (nebst dehnungen von kurzen) zu diphthongen, die alten diphthonge dagegen zu monophthongen geworden sind. Nämlich:

mhd. *â*, *a* > *uâ*^{*}
 „ *ô*, *o* > *ûâ*
 „ *ê*, *æ*, *œ*, *e* > *iâ*
 „ *î* > *ai*
 „ *û* > *au*
 „ *iu* > *oy*

mhd. *uo* > *û*
 „ *ie* } > *î*
 „ *tie* }
 „ *ou* > *ô* (geschl.)
 „ *öu* } > *ê* (geschl.)
 „ *ei* }

Eine ausnahme von der diphthongierung bildet allein das gedehnte mhd. *ê* > *â*; dehnungen von mhd. *i*, *u* vermag ich in der mundart jetzt nicht mit sicherheit aufzufinden, da in grossem umfange gegen die schriftsprache kürzen geblieben sind, z. b. *ligî* (liegen), *rigî* (riegel), *sip* (sieb), *wise* (wiese), *mr̃ šrimm̃*, *štigî* (wir schrieben, stiegen, sg. *iḡ šrêp*, *šlêk*), *mr̃ tsugî*, *šumm̃* (wir zogen, schoben, sg. *iḡ tsôk*, *šôp*). — Von der monophthongierung ist allein ausgenommen der alte mitteldeutsche diphthong *ai* (aus *age*), welcher (entgegen dem oberd.) im älteren ost-md. vom diphthong *ei* streng geschieden ist, wie ich dies schon in Kuhn und Schleichers Beitr. 8, 92 f. dargelegt habe. Dieses *ai* ist in der mundart erhalten als diphthong *oy*, ein stark gerundeter diphthong, dessen anfang ein offenes *o*, dessen ende ein offenes *ü* ist, das ich hier mit *y* schreibe: Also z. b. *moyt* (magt), *soyn* (sagen), *froyn* (fragen), *woyn* (der wagen), *noyl* (nagel), *troyn* tragen etc.; der gleiche laut vertritt mhd. *iu*, z. b. *štoyr̃* (steuer), *hoys̃r̃* (die häuser), *ɔ loyg̃l* (er lügt). In diesem falle also hat die mundart die rundung bewahrt, eben so wie beim kurzen *ü* (z. b. *ûm* um, *bûfl* blüffel), während die entsprechungen des mhd. *æ*, *ö*, *üe* und *ou* entrundet worden sind.

schlesische sich hierin mehr zum oberdeutschen hält. Dass die altschlesischen quellen *e* sowol für *ê* als *æ* schreiben, beweist für zusammenfall der laute nichts, wie schon Rückert (Schles. mundart im ma. ed. Pietsch s. 28) mit recht hervorhebt.

Im october 1887.

W. BRAUNE.

REINHART FUCHS.

Der neueste herausgeber des Reinhart K. Reissenberger hat s. 14 die meines wissens zuerst von W. Wackernagel in seiner litteraturgeschichte aufgestellte behauptung wiederholt, dass das ursprüngliche gedicht Heinrichs den titel *Isengrînes nôt* geführt habe, während der überarbeiter den titel in Reinhart fuchs geändert hätte. Damit diese behauptung nicht sich festsetze (vgl. z. b. Reinke ed. Prien s. IX), wollen wir kurz nachweisen, wie wenig sie begründet ist.

Die in betracht kommende stelle lautet (v. 1788 ff.):

original	überarbeitung
der ist geheizen Heinrich	er ist geheizen Heinrich
er hât diu buoch getihtôt	der hât diu buoch zesamene geleit
umbe Isingrînes nôt.	von Isengrînes arbeit.

Soll hiernach das original *Isengrînes nôt* geheissen haben, so müsste man mit demselben rechte schliessen, dass die überarbeitung den titel führe *Isengrînes arbeit*. Denn letzteres besagt ganz dasselbe und ist nur, um das altertümliche partic. *getihtôt* fortzuschaffen (vgl. z. b. v. 1697/98) an stelle des originals getreten. Ein büchertitel liegt aber in den worten *Isingrînes nôt* oder *Isengrînes arbeit* an dieser stelle keineswegs. Vielmehr geht der dichter dazu über, Isengrîns herbstes schicksal, seine schindung auf anraten Reinharts zu erzählen und nimmt dazu einen besonderen anlauf mit den worten v. 1784 ff.: *nû vernemet seltsæniu dinc und vremdiu mære, der der Glîchesære iu kunde gît, si sind gewærlich*, worauf die obigen 3 verse folgen.

Wackernagel hat sich offenbar durch den anklang an *der Nibelunge nôt* verleiten lassen, hierin den titel des gedichts zu fin-